

NICHT DORT IST UNSERE HEIMAT, WO UNSERE KOFFER STEHEN, SONDERN WO WIR VERSTANDEN WERDEN

Amerika – das wäre etwas gewesen. Nach Amerika gehen. Das war weit, groß und wichtig. Aber Österreich? Das klang ein bisschen nach Ostern, doch ziemlich viel nach gar nichts. Da gab es keine Indianer und keine Cowboys, nur Münzen, auf denen ein Pferd zu sehen war, das auf den Hinterbeinen stand. Da sprach man auch nicht Englisch und niemand hieß Bill oder Jane.

Wir übernachteten kurz vor der Grenze. Es waren keine anderen Gäste in dem quadratischen Gasthof, doch Kümmelkörner im Brot. Ein störender, salziger Geschmack, der uns in Zukunft noch oft begegnen würde. Die Mutter kratzte sie vorsichtig heraus. Noch wussten wir nicht, dass sie uns in einiger Zeit nicht mehr auffallen würden, ebenso wenig wie der Knoblauchgeschmack der Wurst. Nur die Tante, die einmal im Jahr zu Besuch käme, würde "liih!" sagen und zum Frühstück nur Marmeladenbrote essen.

Am ersten Oktober war Frühherbst mit Spätsommersonne. Im Dorf gab es nur einen einzigen Bürgersteig, und der verlief nicht vor unserem Haus, sondern irgendwo anders, dreißig Meter von hier nach da. Außerdem hieß er Gehsteig. Die Straße vor unserem Haus war mit Katzenkopfsteinen gepflastert, bucklig und ging an den Rändern in einen ungepflegten, staubigen Grasstreifen über. Es gab keine Straßennamen, die Häuser trugen Nummern und auch diese nicht fortlaufend. Die Ordnung, die ich kannte, lag zwei Tage und tausend Kilometer hinter mir.

Im Garten neben unserem Haus spielte eine alte Frau mit Kindern. Ich stellte mich an den Zaun und sah hinüber. Nach einer Weile bemerkte sie mich und rief mir etwas zu. Ich verstand sie nicht. Die Frau kam an den Zaun und wiederholte ihre Worte. Ich wusste, dass sie nicht Englisch sprach, weil wir nicht in Amerika waren, sondern Deutsch, weil es sich ja um Österreich handelte, aber trotzdem konnte ich sie nicht verstehen. Da sprach sie ganz langsam. Und ich hörte ganz langsam zu, und verstand nur so viel: Sie ließen mich mitspielen.

Die anderen Kinder staunten darüber, wieviel verschiedenes Geschirr wir verwendeten. Wir schienen für jede Art von Speisen spezielle Teller und eigenes Besteck zu nehmen. Auch dass wir die Tassen auf Untertassen stellten, war ihnen fremd. Dafür nannten sie sie Schalen oder Häferl, während wir immer nur Tassen sagten. Und probierten wir, Häferl zu sagen, war es garantiert eine Schale. So blieben wir bei Tassen.

Es war alles zu wenig anders, um vollkommen fremd zu sein und zu verschieden, um vertraut zu bleiben. Die ganze Welt schien um einen Schritt zur Seite gerückt zu sein, nur ich nicht. Ich war nicht mehr dort, aber auch nicht hier. Die Leute sprachen deutsch, aber doch nicht. Stühle hießen auf einmal Sessel und Sessel Fauteuils. Die neuen Worte verursachten bei uns nur Kopfschütteln. Und mit den Namen, die wir den Dingen gaben, riefen wir unerwartete Heiterkeit hervor: Puderzucker und Pampelmuse. Dafür grüßten die Dörfler bereits am frühen Abend mit "Guate Nocht", und wir stellten uns vor, dass sie mit den Hühnern zu Bett gingen. Wir waren einander exotisch.

Wenigstens gab es Fernsehen, aber Kinderprogramm wurde nicht jeden Nachmittag gesendet, sondern nur mittwochs. Doch auch der Kasperl sah ganz anders aus, und meine Augsburger Puppenkiste mit ihrer Marionettenvielfalt war der Urania Puppenbühne mit ihrer Puppeneinfalt gewichen. Vor Beginn und am Ende der Sendung erschien eine große Uhr auf dem Bildschirm. Wenn der Sekundenzeiger Viertel, Halb, Dreiviertel und Punkt erreichte, ertönten ein paar Takte Klaviermusik. Manchmal eine ganze Minute lang. Dass es der Donauwalzer war, erfuhr ich erst viel später, damals waren es nichts als 60 Sekunden Langeweile.

Am ersten Schultag war ich die einzige mit Schultüte. Die anderen Mädchen hatten kleine Handtaschen. Meine Oma hatte mir einen grünen Hosenanzug genäht, die anderen trugen Kleidchen und Röckchen. Wir starrten einander an. Die anderen waren bereits zusammen im Kindergarten gewesen. Ich kam nicht nur von auswärts, ich kam von auslands.

Endlich hatten meine Mutter und ich das richtige Klassenzimmer gefunden, in dem nur noch ein einziger Platz frei war – neben einem Buben. Als ich mich zu ihm setzte, steckten die anderen Mädchen die Köpfe zusammen und kicherten. Ich hatte nur mich selbst zum tuscheln.

Unser Lesebuch hieß "Meine Fibel", und mit Hilfe von Pepi, Susi, Mali und Fritz, die auf allen Bildern Dirndl und Lederhosen trugen, sollten wir Lesen und Schreiben lernen. Lesen konnte ich bereits, und während sich die anderen Kinder über Pe-Pi, Su-si, Ma-Li und Fri-tzi mühten, probierte ich es mit dem Vorwort. Dieses begann mit der Floskel "Werte Eltern!" "Sehr geehrte" kannte ich, "sehr verehrte" ebenfalls – aber "werte"? Vermutlich schon wieder so ein Austriazimus, mit dem das Land es darauf anzulegen schien, mich in Verwirrung zu stürzen.

Die Erwachsenen sagten, dass ich so schön spreche und hielten mich den eigenen Kindern als Vorbild vor. Es machte das Verstehen noch schwieriger. Meine Sprache war wie ein Zaun, der mich von ihnen trennte. Wir konnten einander sehen, aber ich stand stets auf der anderen Seite. Am Nationalfeiertag malten die anderen rot-weiß-rote Fahnen, ich sollte/durfte/musste/konnte/malte eine schwarz-rot-goldene. Es gab eine Feierstunde, in der wir uns mit unseren Fahnen in eine Reihe stellten. Rot-weiß-rot Rot-weiß-rot Rot-weiß-rot Schwarz-rot-gold. Bevor wir die Niederösterreichische Landeshymne sangen, forderte mich die Lehrerin auf, den Text aufzusagen - weil ich ja so schön sprach....

Als wir zum ersten Mal nach Wien fuhren, regnete es. Mein Vater ließ den Wagen am Stadtrand stehen. An einer starkbefahrenen Straße winkte er nach einem Taxi. Endlich hielt eines, und wir quetschten uns in der Eile versehentlich alle drei auf den Rücksitz. Es regnete gleichmäßig und ich beobachtete, wie die Scheibenwischer des Wagens nicht wie sonst parallel, sondern gegeneinander wischten. Der Fahrer schimpfte – auf das Wetter, den Verkehr und überhaupt. Diesmal waren wir froh, ihn nicht zu verstehen.

Mit vierzehn entdeckte ich, dass Stadtluft frei macht. So oft wie möglich, fuhr ich daher samstags nach der Schule nach Wien und genoss es, einen ganzen Tag unerkannt herumstreifen zu können, ohne jemanden grüßen oder auch nur ein Wort sprechen zu müssen. Wie in einer Luftblase trieb ich durch den Menschenstrom und konnte mir einbilden, dazuzugehören – solange ich den Mund hielt. Mein Akzent war wie Schielen oder X-Beine. Weniger als eine Behinderung, doch keinen Moment lang zu verbergen und fraglich, ob er sich jemals auswachsen würde.

Der andere Ort, an dem ich frei war, lag immer noch in Deutschland, denn dort konnte ich sprechen “wie mir der Schnabel gewachsen war”, ohne damit verwunderte Blicke oder neugierige Fragen zu ernten. Und was noch wichtiger war, wenn ich nach Aprikosen fragte, bekam ich tatsächlich Marillen.

Dabei kannte ich von dieser Kleinstadt fast nichts außer ihrem Namen, im Gegensatz zum Dorf in Niederösterreich, dessen neun Katastralgemeinden ich ebenso benennen konnte, wie die Gipfel der Voralpen, die sich an klaren Tagen am Horizont abzeichneten. Entschieden die falschen Fähigkeiten, um als Einheimische zu gelten. “Oachkatzalschwoaf” aussprechen zu können, wäre weitaus besser gewesen.

Außerdem hat man als Mädchen mit fünfzehn am Land lieb und nett zu sein, damit man einen Freund findet, der ein Auto hat, um mit einem in die Stadt zu fahren. Ich war goschert und fuhr Fahrrad. Dazu las ich den “Steppenwolf”, woraufhin ich mich – erst recht – so richtig unverstanden fühlte.

Irgendwann zu dieser Zeit war auch die “Schlacht von Cordoba” und hingerissen verfolgte ich, wie Krankl & Co. österreichische Fußballgeschichte schrieben. Meine Begeisterung über die kickerischen Leistungen konnte jedoch nicht lange vorhalten, denn schon am nächsten Morgen bekam ich auf dem Schulweg zu hören, dass man es “uns” aber gegeben hatte. Mangels anderer Deutscher musste eben ich herhalten. Resigniert kratzte ich die Pezzey- und Koncilia-Aufkleber von meiner Schultasche. Warum auch hätte ich noch länger zu ihnen halten sollen?

Einen Monat nach meiner Matura war es schließlich so weit. Ich ging nach Wien. Mein rot-weißer Seesack, den ich bei mir hatte, verstärkte das Gefühl in der Neuen Welt anzukommen, und ich erklärte die Pallas Athene vor dem Parlament kurzerhand zu meiner Freiheitsstatue.

Ich war ein einziges Aufatmen, denn inmitten der Tiroler, Afghanen, Steirer, Ägypter und anderer Akzent-Sprachler im Studentenheim lösten meine Worte nun viel seltener dieses "Du bist wohl nicht von hier?!" aus, mit dem der Sprecher meist nur sein eigenes feines Gehör unter Beweis stellen wollte, während ich es im Laufe der Zeit zu einem xenophoben "Du gehörst folglich nicht dazu!" umgedeutet hatte. Im Gegenteil, plötzlich verlieh mir der Akzent in den Ohren meiner Umwelt den Nimbus einer Tochter aus gutem Haus. Vor allem bei Ämtern und Behörden erwies sich dieser unerwartete Vorteil als äußerst nützlich und ich nahm ihn – wie ein neues Spielzeug – genüsslich wahr.

Endlich fing ich an, mich zu Hause zu fühlen und begann zum ersten Mal in meinem Leben, Wurzeln zu schlagen. Und ohne, dass ich es beabsichtigt oder bemerkt hätte, verblasste mein akustisches Stigma. Je vertrauter ich in meinem neuen Leben wurde, desto fremder wurde mir mein früheres Heimatland – und mit ihm Sprache und Mentalität. In deutschen Supermärkten war plötzlich ich die Ausländerin, die in Unkenntnis der passenden Bezeichnungen nur noch "das da" kaufte. An Mengenangaben standen mir automatisch Dekagramme zur Verfügung, die ich jedoch vorsichtshalber in Gramm umwandelte, wollte ich nicht heillose Verwirrung stiften. Besonders schnoddrigen Verkäufern aber begegnete ich mit Waffen wie "Wachauer Laberl" oder "Liptauer". Und ein nachgeworfenes "Tschü-hüß" traf mich nun wie ein Eiswürfel im Genick, den ich mit "Ciao, Baba!" zu parieren versuchte.

Und eines Tages passierte es. Ich öffnete den Mund und mein deutsches Vis-à-vis fragte in meine Worte hinein: "Was is'n das für'n Akzent?" Schon wollte ich mir gottergeben das Piefke-Pickerl ans Revers heften, da wurde mir bewusst, dass die Frage diesmal aus den "eigenen" Reihen kam. Verwirrt klappte ich meinen Mund wieder zu. "Wo kommst du denn her?", bohrte das Vis-à-vis nach. "Österreich", murmelte ich unsicher zwischen den Zähnen hervor, "Wien" Begeistert strahlte das Vis-à-vis mich an: "Östraich!! Is ja gail! 'N echtes Weana Madl, wa?" Perplex starrte ich dem Vis-à-vis in sein erwartungsvolles Staunen, bevor ich grinsend antwortete: "No na net!"

Was ich niemals geglaubt hätte, war eingetreten. Ich saß zwischen den beiden Stühlen derselben Sprache. Genauer gesagt – zwischen Stuhl und Sessel. Hier wie dort hatten meine Worte einen fremden Akzent und ich ging auf keiner Seite mehr als Einheimische durch. Als Kind hätte mich diese Tatsache in tiefe Verzweiflung gestürzt, jetzt aber amüsierte sie mich. Denn mittlerweile hatte ich ohnehin den Ort gefunden, wo ein Akzent keinerlei Rolle spielt und der zu meiner endgültigen Heimat geworden war. Der Text.

© 2001